

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

**Das Geheimnis der Selbst-Annahme.
Was ändert sich, wenn ich mich als Gabe begreife?**

1. Ich, meine größte Frage

Kinder können hingegeben schlafen. Vieles ist ihrem Schlaf enthalten: Vertrauen, Getragen-sein, Fraglosigkeit. Erst wenn sie größer werden, kommen sie ins Grübeln – und das verrät eine offene Flanke in unserem Dasein: „Wo war ich, bevor ich bei euch war?“ Und die Eltern suchen nach etwas verlegenen Antworten, denn es kann durchaus Tränen geben, wenn die Auskunft lautet: „Bevor du bei uns warst, gab es dich noch nicht.“ („Du bist mit den Mücken geflogen“, sagte meine Mutter.)

Die Frage wandert mit durch die Altersstufen, und sie ändert sich dabei. In der Pubertät heißt sie: „Wer bin ich eigentlich?“ Und wie peinlich, weil man keine rechten Antworten findet, ändert man seinen Vornamen, seine Frisur, läßt sich piercen und tätowieren – und findet sich immer noch scheußlich und mißraten. Manchmal heißt die Frage träumerisch: „Was wäre, wenn (ich andere Eltern hätte... dünner, dicker, schöner, klüger, ausgeglichener wäre)?“ Die Frage kommt auch aufsässig: „Bin ich gefragt worden, ob ich leben will? Ohne meine Zustimmung sitze ich in einem Zug, der irgendwohin fährt – wohin? Ich will meine Fahrkarte für das Leben zurückgeben – aber an wen?“ Wer so denkt, der schläft schon schlechter – denn er lebt irgendein Leben, aber nicht seines, und so sucht er das unklare, „falsche“ Leben künstlich aufzureizen oder zu betäuben, und bei solcher Betäubung helfen gerne andere, die für teures Geld ein anderes und angeblich glänzenderes Leben verkaufen. Etwas anspruchsvoller sind die Kurse mit dem beschwörenden Titel: „Sei du selbst!“ Und nicht selten läuft es auf die therapeutisch schwer erarbeitete Antwort hinaus: „Ich bin o. k.!“

Um wirklich bei sich anzukommen, müßten wir wissen, woher wir stammen und wohin wir gehen. Doch das Geheimnis der Herkunft ist unerschütterlich wie das Geheimnis der Zukunft; wir begreifen es nicht, wir begreifen uns nicht.

Im Märchen vom *Fundevogel* trägt das Neugeborene, das der Jäger im Adlernest oben in der Baumkrone findet, ein Seidenhemd und eine Goldkette als Zeichen seiner Herkunft. Kinder sind Findlinge aus hohem Hause. Noch viele andere Märchen wissen das: Auch die wüsten Pelzhüllen löschen das Sternen-, Mond- und Sonnenkleid der angeblichen Küchenmagd Allerleirauh nicht aus. Unter seiner Verkleidung hat der Mensch eine königliche Abstammung, und er bewahrt sie wie eine kleine flackernde Flamme, trotz aller Ungewitter, trotz aller Abstürze. Aber woher wissen wir das? Gibt es nicht genug Menschen, die keine Antwort auf ihr eigenes Dasein finden, das sie mit der bohrenden Frage umtreibt: „Was ist der Sinn meines (verpfuschten, leeren, zerstörten, langweiligen) Daseins?“ Wir können es noch schärfer zuspitzen, wenn es einmal auf den Tod zugeht: Er nimmt uns ja aus der Hand, was wir sind – Vielen schlägt er sogar aus der Hand, was sie sind. Aber wenn ich in das Dunkel verschwinden muß, aus dem ich offenbar einmal kam – bin ich dann nur das Spiel eines Augenblicks, das Aufblitzen einer Götterlaune? ein Ausatmen der großen Weltenergie, die mich gleichmütig wieder einatmet? ein aufsprühender Tropfen, der wieder in den Urozean zurücktropft und vergeht?

Das alte Indien kennt für das gleichgültige, immer drehende Rad des Lebens keine Lösung als die Wiedergeburt, die den lastenden Kreislauf immer wieder von vorn beginnt; ja, diese Empfindung wurde so bedrohlich, daß der Buddha forderte, das Rad müsse einmal im Nichtsein (Nirwana) stillstehen. Freilich ist dann alles mitgelöscht, was „ich“ heißt: Die Frage stirbt mit dem Fragenden. Das Leiden wird gelöst, indem der Leidende verschwindet. Nicht nur Indien kennt solche Bedrängnisse, auch Europa hat gefragt: Ist das Leben ein Traum? Oder der Traum ein Leben? Es fragt heute noch materialistischer: Bin ich nur ein winziges Element im biochemischen Kreislauf der Natur? Welcher Zufall hat mich ausgespuckt?

2. Halb-halb

Was wir über uns wissen: Der Mensch ist ein „zerbrechlich Wesen“. Uneinheitlich, gespannt zwischen Biologie (seinem Leib, dem Geschlecht, den Anlagen) und Individualität (der Einzigkeit unserer Existenz), sagen wir sogar besser der Personalität, die sich unverwechselbar im Gefühl, im seelischen Leben, im Geist ausdrückt. Die Griechen kennen den Kentaur: das Fabelwesen aus Pferdeleib und Menschenkopf. So kann man den Menschen symbolisch deuten als das „Tier mit dem göttlichen Funken in sich (... es gibt einen) Streit des Tierischen und des Göttlichen in uns“¹.

Allerdings: Alle um uns befindlichen Dinge, auch die Pflanzen, auch die Tiere, ja, auch der Kosmos, sind in einem ähnlichen Sinn zerbrechlich, endlich, zeitgebunden. Aber: Wir sind die einzigen Lebewesen, die das auch wissen. Das meint: die davon bis ins Innerste berührt und verstört sind. Als im 19. Jahrhundert die Frühformen der Psychologie die Existenz in ihren Tiefen freigelegten, fand man die Angst am Boden des Daseins. Niemand ist Herr seines Lebens: weder des Anfangs noch des Endes, weder der Herkunft noch der Zukunft; wir sind nicht einmal Herren im eigenen Leibe, wie Sigmund Freud später darlegte; er nannte das eine Kränkung. Stattdessen sind wir Beute unseres Unbewußten, einer Triebwelt, die wir wenig im Griff haben.. „In die freie Höhe willst du, nach Sternen dürstet deine Seele. Aber auch deine schlimmen Triebe dürsten nach Freiheit. Deine wilden Hunde wollen in die Freiheit, sie bel-len vor Lust in ihrem Keller, wenn dein Geist alle Gefängnisse zu lösen trachtet.“² Das Menschliche ist brüchig, von einem eigenartigen Versagen bedroht. Das immer neue Ärgernis, immer wieder zum Anstoß, lautet: daß das Ganze unseres Daseins tief irritiert ist. Wie das Barock unübertrefflich grob formulierte: *humus fumus sumus*; „Dreck und Rauch sind wir.“

„Mängelwesen Mensch“, so nannte Arnold Gehlen nüchtern die *condition humaine*. Anders: Die Anthropologie trifft auf das eingewurzelte menschliche Leid am krummen Wuchs, wie Nietzsche es nennen würde, der einer der Verkünder des „prachtvollen Tieres“ war. „Adler und Panther“ stehen bei ihm als Vorbild des naiv-vitalen Menschen, und die Schwächlichen, Verletzten, dem Leben nicht Gewachsenen seien dessen Beleidigung. Solche markigen Sätze rühren einen archetypischen Instinkt an und haben ohne Zweifel auch nicht einfach Unrecht: Es ist besser, gesund als krank zu sein, oder um es mit dem gängigen Kalauer auszudrücken: besser reich und schön als arm und häßlich. Aber die Normalität lautet umgekehrt: Vieles an uns ist arm und häßlich. Gebrochensein ist konstitutiv für alles Menschliche, nicht willensab-

¹ Eugen Fink, *Spiel als Weltsymbol*, Stuttgart 1960, 44.

² Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, WW XIII, 50.

hängig, sondern unvermeidlich. „Leidwesen Mensch“...³ Daher meldet sich die ewig wurmende Frage: Warum ist menschliches Leben – wie alles Leben - mit so viel Fehl angelegt? Halbsein, gehört jedenfalls zu den menschlichen Grunderfahrungen. Im Mythos ist der Held am ganzen Leib durch Drachenblut gestählt, jedoch an einer kleinen Stelle, wo „das Lindenblatt saß“, zwischen den Schulterblättern, ist er verwundbar. Diese eine kleine Stelle läßt sich offenbar durch nichts abdichten – und durch sie kommt letztlich der Tod.

„Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht“, sagt Georg Büchner im *Woyzek*.⁴

Aber was folgt daraus? Einige Missverständnisse und sogar ein falsches Verhalten. Eines ist häufig: die ewige Suche nach sich selbst.

3. Mißverständnisse von Ich-Sein

3.1 „Verzweifelt man selbst sein wollen“: Der Egotrip

Kierkegaard nennt in dem Meisterwerk *Der Begriff Angst* (1844) die schon damals moderne Selbstsuche: „verzweifelt man selbst sein wollen“.

Denn: Kommt das Ich wirklich und einfach in sich selbst an? Eine Kuh plagt sich offenbar nicht mit dem Problem, weshalb und ob sie überhaupt eine Kuh ist. Aber wir fragen. Auch neuerdings so: „Wer bin ich, und wenn ja, wieviele?“ Das klingt lustig, ist es aber nicht. In manchen Formen der Meditation (was nichts anders heißt als „in die Mitte gehen“) wird diese Mitte versprochen, ohne sie genau auszuleuchten. Ist sie ein „Punkt“ wie die Kreismitte? Sitzt sie hinter dem Bauchnabel? Aber Edith Stein hat daran erinnert: Im bloßen Bei-sich-Sein zeigen sich „ungewohnte Leere und Stille“, ein unbefriedigendes „Lauschen auf den Schlag des eigenen Herzens“⁵. „Das freie Subjekt - die Person - ist als solches gänzlich ins Leere ausgesetzt.“⁶ Karl Valentin formulierte es natürlich witziger: Auf den Hinweis von Lisl Karlstadt, doch einmal in sich zu gehen, antwortete er: „War ich schon, ist auch nicht viel los.“

Verzweifelt man selbst sein wollen kann überdies eine Mischung von Faulheit und Trotz und Alternativlosigkeit sein: Ich bin eben so, kann mich eben nicht ändern. „Myself is my castle“: so lautet die Grundversuchung aller mißverstandenen Selbstsuche. Darin lauert der Gefahrenpunkt der einsamen Mitte, in die man sich einspinnt, Cocooning nennt man das, neuerdings verstärkt durch das Einspinnen in die Welt des Medien und des dort gezeigten Lebens, das keines ist. Dann kann man sich das Leben auch gleich sparen.

Ist Selbstgehörigkeit wirklich die entscheidende Gestalt des Lebens? Die „leere Einsamkeit“ des Inneren ist ja nichts als eine *anima in se curvata*, die auf sich gekrümmte Seele des Augustinus, die in sich selber versackt - mit dem Risiko des inneren Todes. Die Suche nach dem Gral des eigenen Selbst hat meist lähmende Wirkungen, nicht zuletzt auf Kosten von Partner- und Kindbeziehungen.

Es gibt also eine falsche „Annahme seiner selbst“. Der Egotrip, die Selbstgehörigkeit ist noch nicht die entscheidende Gestalt von Freiheit. Schon in dem Wort steckt der Vorgang des Hö-

³ Herbert Schriefers, *Leidwesen Mensch*, in: Volker Becker/Heinrich Schipperges (Hg.), *Krankheitsbegriff, Krankheitsforschung, Krankheitswesen*, Berlin 1995, 77 - 91.

⁴ Georg Büchner, *Woyzek*, Abschnitt 2, 7, „Die Straße“.

⁵ Edith Stein, *Endliches und ewiges Sein*, ESGA (E. Stein Gesamtausgabe) 11/12, 373.

⁶ Edith Stein, *Freiheit und Gnade*, ESGA 9, 139.

rens, der zur Hörigkeit entgleiten kann. Sie wäre das von sich selbst besessene Leben, das nichts anderem Raum gibt, das bloße Ansichhalten, das sich nicht hergeben kann. Und auch niemand hat, dem es sich hingeben kann. Hegel könnte recht haben: Selbstverwirklichung sei Unzucht mit sich selbst.⁷ Oder noch bissiger ein Soziologe: „Wer sich selbst sucht, findet sich - das ist seine Strafe.“⁸ „Ich muß veröden, wenn ich nur ich bin.“ (Karl Jaspers)

3.2. „Verzweifelt nicht man selbst sein wollen“

Auf der anderen Seite wartet ein nicht minder gefährlicher Absturz: in das fließende Ich, das heute scheinbar erlösend wirkt. Denn das verteidigte, verschanzte Selbstsein führt häufig in die Langeweile oder in den Selbsthaß: „verzweifelt nicht man selbst sein wollen“. Fließend ist angeblich vor allem das Geschlecht: Kann ich es nicht umbauen?

Fließende Identität braucht daher kein Selbst, keinen eigenen Leib, kein Einwohnen, kein Ankommen in sich selbst. Nochmals: „Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?“

Damit wird nicht nur das Ich verstellt, sondern auch lebendige, mehr als augenblickshafte Beziehung. Das Ich spielt nur ein Rollenspiel auf dem Theater. Der „Weg von mir zu mir“ wird zum Plural erweitert, aber in sich selbst zerstört. So hat der postmoderne Plural längst auch das Subjekt erfaßt – gibt es mich eigentlich noch? Wir befinden uns mitten in einer Decarnation, einer Entleiblichung der menschlichen Wirklichkeit. Ich, sogar mein Geschlecht, bin mein eigenes Konstrukt; mein Gegenüber ist ein Konstrukt, und so fort... Es gibt keine Fakten, nur Interpretationen, ist der gefährliche Satz; gefährlich, weil er zur Hälfte wahr ist: Wir müssen Wirklichkeit *deuten*, aber der zweite, wichtigere Satz lautet: Wir deuten *Wirklichkeit*. Wir *deuten* etwas, aber eben: Wir deuten *etwas*.

So stehen wir heute in der Brandung des „Fortschritts“, uns selbst konstruieren zu können. Solche Selbstbestimmungen sind Lähmungen. Ein Kind könnte heute 5 Eltern haben: die biologische Eispenderin, die Leihmutter, die soziale Mutter, den biologischen Samenspender und den sozialen Vater. Utopien im Sinne des totalen „Designerkindes“ und der immer wieder korrigierten Selbstinszenierung setzen sich zunehmend durch. Dem Mathematiker Ray Kurzweil schwebt sogar der Einbau von Nanocomputern in den menschlichen Körper vor – natürlich können sie beständig neu programmiert werden. Seine „fortschrittliche“ Frage lautet: „Braucht die Zukunft noch den (bisherigen) Menschen?“ Grenzen zwischen Fleisch und Plastik, Körper und Computer verwischen sich. Das heißt aber auch: Grenzen zwischen Ich und Fremdsteuerung werden fließend. Unsere Lebenswelt ist damit auf dem gefährlichen Weg zur „Überwindung“ des Menschseins. Folglich lautet die neue Zielvorstellung „Transhumanismus“.

Der Mensch wird zu seiner eigenen Software mit der entsprechenden Pflicht zur (Dauer-)Veränderung - diese Vision kennzeichnet eine Zerstörung, zumindest die Vernachlässigung eines Ich, das auch seinen Leib bejaht. Die heutige Gender-Theorie steht im Bann der Leibferne und Körper-Dekonstruktion, wobei freilich das männliche wie das weibliche Geschlecht umgekehrt in Konstrukt-Zwänge oder Konstrukt-„Freiheiten“ geraten. Der Schritt zu dem bereits um 1900 aufgetauchten Schlagwort vom „Dritten Geschlecht“ lag nahe und ist 2018 vom Deutschen Bundestag nach einer kaum geführten Diskussion als neues Personenstandsgesetz

⁷ G. W. F. Hegel, Glauben und Wissen (1802), Werke, Bd. II, 387. Ebd. definiert Hegel „die Verdammnis der Hölle durch (...) das Alleinsein mit seinem Eigenen, sich selbst Angehörigen“.

⁸ Norbert Bolz, Das Wissen der Religion. Betrachtungen eines religiös Unmusikalischen, München 2008, 50.

abgesegnet worden - ein Gesetz, das sich erstmals weltweit auf subjektive „Empfindung“ des eigenen Geschlechts, nicht auf Tatsachen beruft.

Diese „neue Weiblichkeit“ polarisiert sich nicht mehr gegenüber der „Männlichkeit“, sondern unterläuft den Gegensatz „männlich“ und „weiblich“. Tatsächlich wird Geschlechtsleben „inszeniert“, das Ich trägt die jeweilige geschlechtliche Maske. Mit der Folge, daß kritisch gesagt „diese Maske gar kein Ich verbirgt“⁹.

Heute wird es durch die virtuelle Welt immer leichter, sich zu des-integrieren oder sein Ich vermeintlich auszutauschen: Die virtuelle Welt wird immer durchlässiger; die Pseudo-Begegnungen mit einer anderen, spielerisch erprobten Identität verpflichten zu nichts. Scheinwelten („das zweite Leben“) ersetzen die wirkliche Welt.

Stattdessen, gegen alle Selbstkonstruktionen, gegen alle Technik, gegen alle angeblichen Neuformatierungen sagt eine Frau des 16. Jahrhunderts: „Sein ganzes Leben leben, seine ganze Liebe lieben, seinen ganzen Tod sterben.“ Sie hieß Teresa von Avila. Und wie lebe ich mein ganzes Leben?

4. Zum Ich wachsen: in drei Spannungsbögen

Sehen wir uns die Spannungsbögen des Daseins an – denn daran läßt sich erst einmal (tröstlich) begreifen, daß niemand von uns mit einer „runden“ Identität beginnt, von der er dann beständig abfällt, sondern daß Identischwerden eine lebenslange Aufgabe inmitten unerhörter Spannungen ist. Wirklich: Niemand ist tatsächlich bei sich „zuhause“. Es gibt keine naive Identität; sie wird notwendig schon durch das Leben aufgebrochen.

Denn Identität wächst zunächst von außen nach innen, vom Wir zum Ich: durch die Familie, in die ich hineingeboren bin, durch ihre Schätzung oder Ablehnung. Erst aus dem Wir entfaltet sich entwicklungspsychologisch das schwache Ich; später durch Freunde, die Schule, die Umwelt, die Beziehungen... Die anderen sagen mir, wer ich bin. Vor der Ich-Identität steht die Wir-Identität.

Dann aber: Identität wächst auch von innen nach innen. „Den Weg von mir zu mir“, nannte das Simone Weil. Schwierig, und nie ganz auszugleichen ist das Auspendeln der eigenen Kräfte und Schwächen, von Nähe und Ferne zu anderen, von Selbstliebe und Selbstablehnung...

Aber es gibt noch eine dritte Lebensspannung, die wohl entscheidendste. „Und ich sagte: Jetzt fange ich an!, da ich auch aus mir selbst auszog. Hier ist keine Gefahr mehr, denn in mir selber zurückzubleiben, das war die Gefahr.“¹⁰

Es mag herausfordernd klingen, ein Nachdenken über Identität mit diesem Wort des Augustinus zu öffnen: *Identität wächst von innen nach oben.*

Was ist Oben? Alles, was uns *lösend* aus uns herauszieht: Ziele überhaupt, Horizonte, Hoffnungen, Schönheit, klassisch natürlich: Liebe.

Selbstsein verlangt nach Spannung, Lebendigkeit, Überstieg. Die Mitte liegt nicht in uns (ebenso wenig wie sie physisch im Bauchnabel liegt). Wir sind nicht als Egoisten geschaffen, sondern in der Hochform: als Liebende. Die Mitte liegt in einem Du und kehrt von dort zum

⁹ Seyla Benhabib, Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis, in: Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Frazer, Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt 1993, 15.

¹⁰ Augustinus, Enarratio in Psalmos 78, n. 10-12.

Ich zurück. So sind wir dem Du auch überantwortet, im Heilen wie im Verwunden. „Gleichwie im Wasser sich das Antlitz spiegelt, so auch ein Menschenherz in dem des andern.“¹¹ Besonders schön formuliert: „Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.“¹²

So ist das Herausgerissenwerden aus sich selbst ein Glück, ein schwieriges und gefährliches Glück: Schon Platon öffnet das Treibende und Jagende am Eros, das auf den Gott hin Drängende. Eros wird als „Jagdhund“ begriffen, der mich aus mir herausjagt; in einem anderen antiken Bild müssen die Liebenden sogar auf einem Panther reiten – Liebe ist nicht einfach eine Lebensversicherung... Aber wenn sie gelingt, ist sie ein wunderbares Abenteuer. Ein anderer sagt mir, wer ich bin.

Das bedeutet aber, tiefer gelesen, daß Ganzwerden nicht einfach gemacht, gewollt, „hergestellt“ wird, sondern daß es *Antwort auf ein Herauslocken* ist. Ganzwerden heißt sich aufmachen zu etwas oder zu jemand, der mich herausfordert, sogar herauszieht - aus mir selbst.

5. Du gibst mich mir

Es gibt ein tiefes Verlangen nach diesem Herausgezogenwerden, immer wieder suchen wir ein „Gegenüber“ (gegen *und* über). Zum Glück der eigenen Mitte gibt es noch ein „Gegenglück“. Davon reden die religiösen Kulturen. Nicht wenige freilich, vor allem die asiatischen, nennen dies einen Überstieg ins „Nichts“. Es gibt Religionen, wo die Last der Existenz in der Lust des Nichts aufgeht, in der Lust, alle endlichen Hemmungen in einem einzigen Abwerfen loszuwerden. Dann wäre der Übergang letztlich eine Befreiung von sich selbst, ein Untergang.

Es gibt aber noch eine tiefere Möglichkeit. Nämlich: Kann ein Überschreiten seiner selbst auch ankommen, ohne daß man entweder einschmilzt oder untergeht oder sich selbst los wird, nein, indem man dabei zugleich bewahrt wird = das heißt wahrgemacht? Diese Möglichkeit gibt die biblische Überlieferung. Sie spricht von der Grenzüberschreitung nicht als Untergang, nicht als Tropfen, der im Meer, im großen Ganzen, im Nichts verschwindet. Nicht das Bild des Meeres, sondern ein anderes Bild entzündete das Denken beider biblischer Testamente, ob alt oder neu: die Liebesbegegnung mit Gott. Sie besteht nicht darin, daß zwei unterschiedslos eins werden, sie bleiben vielmehr beide in der Seligkeit der Einheit identifizierbar. Nicht: Du bist ich, sondern: Du bist mein. Es gibt ein Einswerden, das nicht aufzehrt durch den göttlichen Ursprung, letztlich also etwas Kannibalisches an sich hat. Vielmehr meint Einswerden Klarheit und Bewahren der eigenen Gestalt. Und was nicht zur eigenen Kontur gehört: das Kleinliche, das Haltlose, auch das Selbstverbohrte und Verbitterte, muß von einer anderen Hand gelöst werden. Du sagst mir, wer ich bin... Am Du gewinnt sich das Ich.

Darin lockt eine „aufspringende“, auf uns zuspringende Kraft. „... doch du belebst mich neu und hebst aus den Tiefen der Erde mich wieder empor.“¹³ Ich bin nicht ein geschlossener Kreis, sondern eine Ellipse: Sie hat zwei Mittelpunkte – den Schöpfer und mich, das Geschöpf. DU gibst mich mir.

Im Kern wollen wir zulaufen auf den Einen, der das Ganze, mich eingeschlossen, umstürzt und neuschafft, den Tisch deckt, die Hochzeit vorbereitet. Viele Religionen teilen die Analyse des Menschen und seines zerbrechlichen/zerbrochenen Glücks, aber wissen sie wirklich vom

¹¹ Spr 27, 19.

¹² Johann Wolfgang von Goethe, Hermann und Dorothea. Urania, Aussicht, Frankfurt 1976, 116.

¹³ Ps 70, 20.

Weg zum vollen Wiederfinden des Verlorenen? Keine davon ist kühner als die Botschaft Christi. Das ist nicht überheblich gesagt, denn auch unser Glaube ist schwach. Aber deswegen lohnt das Aufdecken der immer wieder entgleitenden Wahrheiten. Ein Geheimnis begreift man nicht, man wird darin heimisch. Und es heißt: Du hast mich gewollt - das ist höchste Wirklichkeit. Ich kann mich selbst als Gabe leben. Was geschieht, wenn wir unsere Vorlieben, Interessen, Freuden bewusst als Geschenk eines Anderen auffassen?

Dann kann ich „entzückt“ das eigene Dasein als gewollt und angenommen begreifen, noch genauer: nicht meinen Ursprung entdecken, sondern meinen Urheber: „Dich“. Erst das göttliche Du bindet in die beglückende Beziehung, die „auf ewig“ heißt. Du wolltest, daß ich bin: das ist Glücklichein. Es gelingt nur über die Offenbarung des Lebendigen, von dem die Welt seit Israel weiß. „Hingerissenwerden aber ist der Ursprung des Christentums.“¹⁴

In der Begegnung mit der Wirklichkeit Gottes zerspringt die Selbstsucht, der Panzer des Ego, verstummt der Sog des Sich-selber-Machens, zerspringt aber auch die Selbstflucht, vor sich selbst davonzulaufen.

Versuchen wir es einmal mit dem großgedachten, großentworfenen biblischen Gedanken: Wir kommen aus göttlichem Anruf. Von diesem sieghaften Gewolltsein gegen alle menschlichen Zweifel weiß und spricht die Schrift. Und sie bietet nicht nur ein leerdrehendes Rad des Zufalls an. Sie spricht nicht über Chemie, Physik und Biologie. Denn es ruft ein Wille, nicht einfach eine gestaltlose Urmacht oder eine dumpfe, unbewußte Allnatur. Ein ungeheurer Wille schafft mich rufend, wie ich bin, freudig, daß ich bin. Dieser Wille ist Glück, unerhörte Seligkeit. Dasein lebt aus der Seligkeit gewollt zu sein – als Geschenk, grundlos „umsonst“, *gratis e con amore*. Läßt sich das beweisen?

Denken wir noch einmal an den Anfang zurück, aus dem wir so geheimnisvoll und unvorhersehbar plötzlich auftauchen. Das Kind gehört in dieses Geheimnis wie die Quelle, wie der Same, wie alles vorher nicht Dagewesene, das erst winzig erscheint und dann zu einem Großen wird. Dieser Anfang des Menschen kommt ja nicht einfach von den Eltern – vielleicht wünschten sie sich ein Kind, aber wollten sie ausdrücklich *dieses*? Müssen sie es nicht vielmehr ein Leben lang kennenlernen? Sogar an ein Wunschkind müssen sich die Eltern gewöhnen, obwohl es doch „aus ihnen“ stammt. Auch das eigene Kind ist ein Geheimnis, eine Gabe; „gezeugt, nicht gemacht“ heißt es im Credo von Jesus, dem Sohn, und das gilt auch hier.

Wir sind Gaben des „göttlichen Anfangs“, Kinder der Gnade. „Schlafend wurden wir alle auf Flügeln über den Abgrund getragen“, sagt Hans Urs von Balthasar. Über den Abgrund nicht zu sein. Wenn wir erwachen, sind wir schon im Leben und beginnen, uns an diesen wunderbaren Anfang zurückzutasten, oder genauer: Wir tasten uns ein Leben lang vorwärts auf den Augen-Blick zu, wo wir unseren Ursprung wiedersehen und alles verstehen. „Dann werdet ihr mich nichts mehr fragen“, heißt es zuversichtlich im Evangelium.

Wie schön, wenn sich das Woher und Wohin immer mehr verdichtet – und am Ende, statt in das schwarze Loch des Nichts abzustürzen, sich uns die „andere Seite“ des Todes auftut: das Aufwachen durch Seinen Anruf. Wir sind ihm schon einmal gefolgt – als Er uns ins Leben rief. „Ich aber werde Dein Angesicht schauen in Gerechtigkeit; und einstens, wenn ich erwache, satt mich sehen an Deiner Gestalt.“ (Ps 16, 15) Dann weiß ich, wer ich bin.

Solches Sattwerden geht – biblisch zugesagt – sogar über den Tod hinaus. Im Kern des Christentums steckt ein überaus kühner Gedanke: Es gibt nicht eine Rotation von Wiedergeburt

¹⁴ Hans Urs von Balthasar, Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik. Bd.1: Schau der Gestalt, Einsiedeln 1961, 30.

und Wiedertod oder ein Erlöschen im Nichts, auch nicht irgendein nur „seelisches“ Leben nach dem Tod (wie bei vielen Religionen). Nein: Es wird ein unendlich erfülltes Leben im eigenen Leib geben. Leib, Leben, Liebe gehören zusammen, schon in der Wortwurzel lb-. Fleisch ist der Angelpunkt, *caro cardo*. Der auferstandene Christus ist kein Gespenst: Auch nach der Auferstehung wird am See gegessen, wie vorher. Er ist es wirklich, leibhaftig. „Wohin gehen wir?“, fragte Novalis, und er antwortete selbst: „Immer nach Hause.“ Und wir kommen ja nicht nur zurück. Sondern vielmehr auch ins Neue, Ungeahnte. Tatsächlich: Leben ist eine Bewegung: dem eigenen Ursprung nahekommen. Immer lebendiger werden. Augustinus nennt es: *videntem videre* – den ansehen, der mich immer schon ansieht.¹⁵ Unerschöpflich Freude haben an sich selbst, weil Er mich schön findet. Dann muß ich nicht an mir herumschnitzen bis zur Selbstzerstörung. Entdecken wir lieber die Gaben, die mir immer schon mitgegeben wurden. Suchen wir nicht im Nirgendwo einer virtuellen Welt, sondern in der wirklichen Welt.

¹⁵ Sermo 69, II 3.